

Günter Rückert

Blagen

Zwischen Halde und Kötterbecke



Pigmentar

Günter Rückert

Blagen

Zwischen Halde und Kötterbecke

Pigmentar GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-945692-54-7

1. Auflage

© 2025 by Pigmentar GmbH

Soester Str. 24, D-59505 Bad Sassendorf

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Ulla Illerhaus

Satz: Pigmentar GmbH

Cover: Günter Rückert

www.pigmentar.eu

für Sylvia

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Geteuft im Niemandsland	10
Pommern, Litauen, Masuren, Kaschuben	17
Die schwarze Geige	21
Die Pfütze	24
Verrat im Kindergarten	30
Masurenblues an Heiligabend	36
Tante Luzzie	45
Blagen	51
Der Tunnel des Grauens	58
Keine Kapern!	60
Ficken an der Kirchenwand	63
Die heiligen Primeln	66
Papa, Mama und Hildegard Knef	72
Rauchen am Bahndamm	75
Meine Mutter und der Mann aus Bövinghausen	81
Blutsbrüder	91
Nackte im Schweinestall	95
Die Volksschule und der Nazi-Lehrer	103
Das Weihnachts-Desaster	108
„Oh welche Lust, in freier Luft zu atmen“	111
Salve discipuli	117
Die Kötterbecke-Katastrophe	123
Die Entdeckung der anderen Welt	130
Das Stopp-Schild und die Freiheit	134
Die Krähe	139
Die rettende Klarinette	145
Treten und Beißen verboten	149

Nimm, was du kriegen kannst	153
Spitznamen	159
Held und harter Knochen	163
Vergrab dein Hirn im Stadion	171
Die Flucht des Rammlers	177
Wir hatten nicht nichts	180
The Anythings	184
Summertime	189
Erwin Pustolla und Pelle Wonke	191
Öhne vom Wienandweg	197
Plötzlich und peinlich	201
No milk today	207
An Kohle kommen	213
Schrottplatz Fuchs	218
Danke	225

Vorwort

Ich habe das alles nicht vergessen, ich habe nur einige Jahrzehnte nicht mehr daran gedacht. Bis mir jemand vom Radio ein paar Fragen stellte und damit diese Reise in die Zeit der rauchenden Schlote, Karnickelzüchter und Deputatkohlen auslöste. Adenauer fuhr nach Moskau, Die KPD wurde verboten, in Berlin eine Mauer gebaut, Borussia Dortmund wurde zweimal hintereinander Deutscher Meister und wir Blagen qualmten am Bahndamm unsere ersten Zigaretten. Beim Schrebergartenfest wurde das Steigerlied gesungen und Geschichten aus der verlorenen Heimat erzählt. Sie alle hatten überlebt und konnten durch ihre Arbeit im Stollen ihre Familien ernähren. Wir stürzten uns als Arschbomben von der Eisenbahnbrücke in den Kanal, prügelten uns mit den Kinderbanden aus den Nachbarstraßen und träumten davon, Fußballer, Rockmusiker oder Filmstars zu werden. Das Leben war hart, war frei und war spannend.

Ich habe immer gedacht, dass der Bergmannsgruß so viel bedeutet wie: Komm gesund nach der Arbeit unter Tage wieder nach oben ans Tageslicht. Er bedeutet aber ursprünglich: Hoffe, dass du etwas findest, wenn du den Berg aufmachst. In diesem Sinne: Glückauf!

Tante Luzzie

In meinen frühesten Erinnerungen saß ich in irgendeiner ruhigen Ecke und habe gezeichnet. Ich wollte es können. Warum? Ich weiß es nicht. Außer an eine Kiste voller Legosteine kann ich mich auch nicht an Spielzeug erinnern, mit dem wir uns beschäftigen konnten. Wir hatten kaum welches, und wenn, war es meist schnell kaputt. Mein Bruder konnte alles auseinandernehmen, aber nie wieder zusammenbauen. Da fehlte ihm die Geduld. Er hat mal angefangen, ein Haus zu zeichnen, aber mittendrin aufgehört. Das war ihm zu langweilig. Als unsere Mutter ihn fragte, warum das Haus kein Dach habe, sagte er: Das Dach ist abgebrannt. Und damit war der Fall für ihn erledigt. Aber ich wollte malen und zeichnen. Schon im Kindergarten saugte ich auf, was ich sah, wenn die Kindergärtnerin etwas zeichnete. Oder wenn ältere Kinder schon etwas konnten, das ich nicht konnte. Klaus Walz aus der Lina-Schäfer Straße konnte Ritterburgen mit Schießscharten zeichnen. Als ich das sah, wich ich eine Zeitlang nicht mehr von seiner Seite. Wir freundeten uns an.

Ich erinnere mich, dass ich eine Katze malen wollte. Aber mehr als zwei Kreise, ein paar Striche als Beine, Nase, Mund und zwei Punkte als Augen kam dabei nicht heraus. Das war keine Katze. Das sah scheiße aus. Über dieses Versagen habe ich mich tierisch geärgert. Dieses miese Gefühl, es nicht hingekriegt zu haben, es aber auch nicht besser zu können, saß wie der berühmte Stachel in meinem Kinderfleisch.

Und dann kam Tante Luzzie zu Besuch. Sie war eine Cousine meines Vaters. Wir hatten Verwandte in Norddeutschland, im Rheinland, in Stuttgart und im Münsterland. Es waren alles Cousins und Cousinen, bis auf meinen Onkel, ein Bruder meiner Mutter in Bremen.

Alle hatten sich wie heutige Migrantenfamilien über ganz Deutschland verteilt. Tante Luzzie sah meine Versuche, nahm den Stift in die Hand und zeichnete einen Hasen, ein Pferd, ein Segelschiff und auch eine Katze. Ich war völlig hingerissen! Man macht ein paar Striche und kann damit alles auf dieser Welt sichtbar machen! Wahnsinn! Die Tante erkannte meine Faszination und fing an, es mir beizubringen. Sie kam regelmäßig zu Besuch, brachte Malbücher mit und beschäftigte sich mit mir. Ich war im Himmel.



Das Ganze war allerdings plötzlich von einem Tag auf den anderen vorbei. Ich saß im Kinderzimmer und hörte Beschimpfungen und Geschrei an der Haustür. Tante Luzzie war zu Besuch gekommen und hatte ihren neuen Freund mitgebracht. Ein afroamerikanischer Soldat. Den wollten mein Vater und seine Schwester, die

mit uns im Haus wohnte und den Hausdrachen abgab, nicht in die Wohnung lassen. Diese Hausdrachentante kam während des Streits zu mir, und fragte mich, ob ich etwa Tante Luzzie sehen wollen würde. Was sollte ich mit meinen vier Jahren, komplett abhängig von Wohlwollen der Familie, dazu sagen? Ich wusste nicht einmal, worum es da eigentlich ging und habe einfach die Fresse gehalten. Heute weiß ich, dass ich der Tante damit sehr wehgetan haben muss. Sie ist nie wieder gekommen. Aber das Malvirus hat sie mir hinterlassen.



Die einzige Kunst in unserer Wohnung, war ein Ölbild. Eine Vase mit Sonnenblumen. Meine Eltern hatten es zur Hochzeit von Schwager Jupp Kuballa geschenkt bekommen. Der arbeitete als Koch bei der englischen Armee und konnte den Ölschinken gegen einen Schweine-Schinken von einem Maler erwerben, der offiziell noch nicht entnazifiziert war. Das Bild hatte auch tatsächlich etwas von der üblichen Blut- und Bodenideologie der

Nazizeit. Immer wieder konnte ich in dieses Bild versinken und alles Mögliche in die Farbflächen und Linien hineinfantasieren. Ich sah in dem Blätter- und Blüten-gestrüpp Arme, Beine und Gesichter. So etwas sah ich allerdings auch im Fliesenmuster auf dem Toilettenboden. Dieses, von jahrzehntelanger Raucherei im kleinen Wohnzimmer völlig vergilbte Sonnenblumenbild besitze ich heute noch.

Am liebsten zeichnete ich Pferde. Was waren das für gigantische Tiere, ganz anders als Kaninchen oder Katzen. Es gab in der Zeit noch Pferdefuhrwerke in der Gegend. Der Milchbauer fuhr mit seinem Gespann durch die Siedlung, Pferde standen auf den Weiden in der Nähe und galoppierten durch jeden Cowboyfilm.

Und das ist ja nicht so einfach. Du kannst nicht einfach einen Kopf, einen Hals, einen Bauch und vier Beine zeichnen und behaupten, das sei ein Pferd.

Du beschäftigst dich mit dem Kopf, der ist ziemlich lang, dann diese großen Nasenlöcher, die Nüstern ganz vorne. Da drunter das Maul. Du musst den Strich für das Maul setzen, nicht zu hoch, dann sieht es eher nach einem Hund aus, wirkt aggressiver. Dieser Strich muss sitzen, dieser Strich kann lachen, fluchen oder heulen. Guck hin, guck genau hin! Das Auge: Es ist nicht rund, es hat Lider, Wimpern, Braue, Pupille, es kann mit winzigen Änderungen schlafen oder grimmig funkeln. Setz es an die richtige Stelle im Kopf, es gibt mehrere Möglichkeiten, nur eine ist die richtige.

Der Stift wandert zum Hals, zieht die Biegung exakt nach und es kommt zur Katastrophe: Der Kopf ist zu groß. Das Restpferd passt nicht aufs Blatt! Du hast jetzt drei Möglichkeiten: Du gibst auf und lässt es für immer bleiben, was wohl auf die überwiegende Mehrheit der Bürger zutrifft. Oder: Du hast einen guten Kopf gezeichnet und erklärst die Arbeit für beendet, das Kunstwerk

ist fertig. Ich will nicht wissen, wie viele großartige Werke der Weltkunst so entstanden sind. Ergebnisse des Mangels, der Faulheit, der Lüge.



Nach weiteren Anläufen ist der Zossen fertig. Die Einzelteile sind alle richtig. Aber nichts stimmt wirklich. Es sieht tot aus. Es sieht aus, wie in Beton gegossen und anschließend von der Brücke geschmissen. Ich dreh durch! Fang an zu fluchen. Beschimpfe mich selbst mit den übelsten Beleidigungen. Genau hier ist der Punkt, an dem du entweder die Schnauze voll hast und aufgibst, oder dich der Ehrgeiz packt und du es immer und immer wieder probierst und probierst.

Ein Pferd zeichnen ist wie Klavierspielen. Üben, üben, üben. Wer Klavier gelernt hat, hat es einfacher, weitere Instrumente zu lernen. Wer ein Pferd zeichnen kann, dem machen weitere Tiere keine Probleme mehr. Pferde waren für mich der Referenzkörper. Sie haben eine perfekten Hals, Der Bogen fließend, vollkommen wie eine Brücke über den Canale Grande in Venedig. Dieser Bogen ist eine immaterielle Erscheinung dieser Welt. Er manifestiert sich als Schädeldecke, als Nordseewelle, Libellenflügel oder, wie gesagt, als Pferdehals. Hast du ihn einmal gezeichnet, gehört er dir.

Es wurde manisch. Als mich Studium und Magisterprüfungen am Zeichnen hinderten, war das Erste, was ich nach bestandenem Abschluss zeichnete: Ein Pferd. Ein in sich ruhender, grasender Haflinger.

In der ersten Klasse auf dem Gymnasium mussten wir ein Aufgabenbuch führen, um die Hausaufgaben da einzutragen. Beim ersten Elternsprechtag hielt der Lehrer mein Heft hoch mit den Worten: So darf ein Hausaufgabenheft nicht aussehen. Es war meins und über und über mit Pferden vollgekritzelt. Meine Mutter wurde noch kleiner als sie ohnehin schon war. Es war im Übrigen der Lehrer, der mich deutlicher als alle anderen spüren ließ, dass ich auf dieser Schule nichts zu suchen hatte. Ich habe ihn gehasst. Bis heute. Man konnte meinen Schulbüchern und Heften immer ansehen, woran ich gerade zeichnerisch arbeitete.

Im Kunstunterricht hatten wir einmal die Aufgabe, Tiere im Zoo zu malen. Ich zeichnete einen wilden Löwen mit aufgerissenem Maul und in Angriffsstellung. Es war das erste Mal, dass meine Mitschüler Notiz von mir nahmen und mich bewunderten.

Blagen

Auf dem Gymnasium waren wir discipuli, Schüler. Wir hatten uns zu benehmen. Mussten aufstehen, wenn wir aufgerufen wurden, wurden bestraft, wenn wir laut wurden, sogar einmal, als ich zu schnell die Schultreppe hinaufstürmte. Alles Ausgelassene, Lebendige wurde moniert und ausgemerzt. Wir befanden uns in den heiligen Kammern der Antike, dem Verließ der Weisheit des Abendlandes, dem Palast der Ehrfurcht. Zu Hause waren wir Blagen, laut, voller Ideen, Fantasien und Tatendrang.

Wortgeschichtlich hat die Bezeichnung „Blage“ ihren Ursprung in den Verben „blähen“ oder „blöken“, wobei ich passender gefunden hätten, wenn das Wort etwas mit dem Substantiv „Plage“ zu tun gehabt hätte. Als umgangssprachliche Beschreibung für Kinder ist es im Ruhrdeutschen seit dem 20. Jahrhundert belegt. Eigentlich abwertend im Sinne von ungezogen, lästig, unruhig, laut, nervig, dreckig und verrotzt gemeint. Aber ernsthaft würde niemand seine Kinder als Plagen bezeichnen. Und wenn sie sich innerhalb der Wohnung einigermaßen ruhig benehmen, auch nicht als Blagen. Zu Blagen werden Kinder, sobald sie draußen sind. Dann klauen sie Äpfel, rauchen heimlich, prügeln sich, binden Katzen Blechdosen an den Schwanz, schießen mit Zwillen auf Tiere, ärgern den Gaul beim St. Martins-Umzug, tragen zu Sylvester Gefechte mit China-Böllern aus, kennen eine ganze Litanei übelster Schimpfworte auswendig, haben keinen Respekt vor älteren Leuten, interessieren sich für alles, was verboten ist, schmuggeln sich heimlich in Filme für Erwachsene, sind laut schon schlimm, aber noch schlimmer, wenn man gar nichts von ihnen hört, haben ein geheimes Vokabular, das Erwachsene nicht verstehen. Blagen meiden keine

Pfützen, sondern springen mitten rein. Blagen sind eins auf jeden Fall: Lebendig!



Welche Spiele veranstalten Landkinder? Sie haben Bauernhöfe, Tiere, viele große Flächen, Wälder, einen Fluss oder See. Wir Ruhrpottkinder lebten und leben in einem großen Ballungsraum vieler direkt ineinander übergehender Städte, Stadtteile und Industriegebiete. Die Arbeiterkinder wurden nicht von reichen gebildeten Eltern mit Spielzeug und sogenannten sinnvollen Freizeitangeboten überhäuft. Sie rannten raus, trafen sich und blieben sich selbst überlassen.

Wir Blagen hatten keinen Geigenunterricht oder Ballettstunden, waren noch nie im Theater oder im Bildungsurlaub in der Toskana. Wir gingen raus, hatten keinen Plan, guckten, was so los war, was man so machen konnte. Da gab es in der Siedlung einen Lebensmittelladen, WEHAG, der nach ein paar Jahren zu klein wurde, um die hier wohnenden Menschen ausreichend zu versorgen. So wurde der Bau eines Konsum-

Supermarktes beschlossen. Er sollte gegenüber der katholischen Kirche auf einer freien Wiese entstehen. Es kamen Bagger und Planierraupen und hoben ein großes Loch für das Fundament aus. Das Erdreich wurde auf einen gigantischen Haufen geworfen und geschichtet. Es entstand ein mehrere Meter hoher, nasser Lehm- und Mergelberg. Und der wimmelte innerhalb von kurzer Zeit von Kindern, also Blagen, die mit ihren Lederhosen den feuchten Abhang runterrutschten.

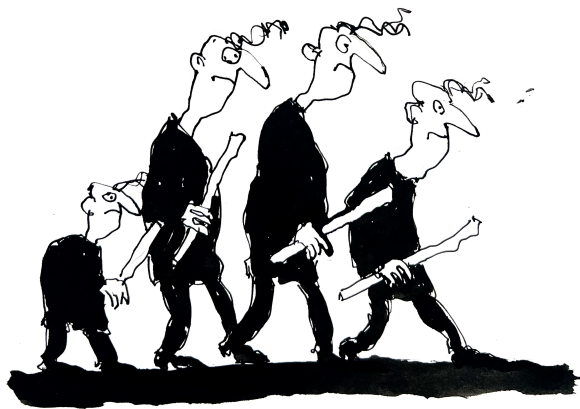
Das ist es, was Blagen tun: Sich einen Dreck um Anstand und Verbote kümmern und sich lustvoll mit den Gegebenheiten des Lebens beschäftigen.

Dieser große lehmig-matschige Haufen mitten in der Siedlung übte eine magische Anziehungskraft auf uns aus. Als hätte Gott persönlich da hingeschissen. Da hinaufzugelangen war schon abenteuerlich, die Füße fanden keinen richtigen Halt, man rutschte immer wieder aus und musste von vorne anfangen. Oben angekommen, ging das Geschubse los. Die Eroberer wollten ihren Gipfel verteidigen, die Angreifer wollten sie vertreiben und rückten nach. Es war die Sensation des Tages. Es sprach sich unter den Zechenblagen herum, es wurden immer mehr und plötzlich rückte die berüchtigte Rottwelkerbande an. Wir ließen uns nicht vertreiben, bewarfen sie mit Lehm, sie feuerten zurück. Einige formten die Geschossklumpen, legten Depots an, andere warfen sie in Richtung Gegner. Es wurde eine Schlacht um die Berghoheit und die ging den ganzen Tag so weiter. Wir Jungen spielten Krieg, die Mädchen backten Lehmkuchen.

Wir Blagen vergaßen, dass es sich einfach nur um eine Baustelle handelte. Wir vergaßen, dass wir uns komplett mit Matsche einsauten und so beschmiert irgendwann auch wieder nach Hause mussten. Wir waren die Schattenkrieger aus dem schottischen Hochmoor, die

Indianer in ihrer letzten Entscheidungsschlacht gegen die Bleichgesichter, wir erfanden die olympische Disziplin Arschbombe in den Matsch, wir bildeten uns eisige Kälte ein und eroberten den Südpol, wir tanzten durch fantastische Welten. Es war Ernst, kein Spiel.

Die ursprüngliche negative Bedeutung des Wortes Blage hat sich im Laufe der Zeit geändert. Heute bezeichnen Eltern ihre Kinder durchaus liebevoll als Blagen. Dazu kommt, dass Blagen eigentlich nur im Plural vorkommen, als Gruppe, als Haufen, als Geschwisterschar, als eine undefinierte Menge spielender Kinder auf der Straße, im Gebüsch, auf dem Bolzplatz. Zum Schimpfwort wird die Blage erst durch den Rotz-Zusatz: Die Rotzblage. Die ist frech, gesetzeslos, nervig, sogar gefährlich. Rotzblagen sind Anarchisten.



Es waren die Rottwelker-Brüder, die dann anfangen, Lehmklumpen gegen die nächste Häuserwand zu werfen. Daraus entstand eine Art Zirkus-Spiel: Einer von ihnen stellte sich vor die Wand und breitete die Arme weit aus. Die anderen versuchten, die Lehmgeschosse möglichst nah an seinem Körper zu platzieren, ohne

ihn zu treffen. Sobald aber ein Klumpen ein Körperteil touchierte, musste der entsprechende Werfer die Stelle an der Wand einnehmen. Das ging eine Weile so weiter, bis ein Wurf Laskowskis Küchenfenster traf. Laskowski hieß bei uns nur Bulldogge. Er war fast zwei Meter groß und genauso breit, hatte ein großflächiges Gesicht, in dem die Wangen und Tränensäcke herunterhingen, der Unterkiefer mit der fleischigen Unterlippe und gelben Stummelzähnen reckte sich nach vorne und die Ohren schlackerten bei jeder Bewegung. Laskowski stürzte aus dem Haus und stürmte brüllend auf uns zu. Aber bevor er einen von uns zu packen kriegte, waren wir längst weg und in alle Winde zerstreut. Zurück blieb ein Lehmhaufen, der nur noch halb so hoch, aber doppelt so umfangreich war als vorher, und eine von Lehmklumpen umsäumte menschliche Silhouette an der Hauswand.

Auf dem Spielplatz an der Kesselbornstraße wurde ein Bolzplatz zum Pöhlen eingerichtet, eingefasst von meterhohen Drahtzäunen. Zusätzlich war über den ganzen Platz ein Netz gespannt, damit keine Bälle auf die Nachbargrundstücke oder in die Kötterbecke fallen konnten. Sülze Sültrop und Akki Ackermann aus der Büllestraße waren die ersten, die die Zäune überwand und sich auf dieses Netz traute. Wir alle taten es ihnen nach. Es war viel spannender und lustvoller, auf dieser Überspannung zu schaukeln und zu toben. So bekam sie innerhalb kurzer Zeit die ersten Löcher. Die wurden immer größer, bis das Netz zuletzt in langen Bahnen zerrissen bis auf den Boden herunterhing. Man hatte es gut gemeint, aber nicht mit unserem Drang nach Abenteuer und Mutproben gerechnet und die Netzreste dann wieder komplett entfernt. Auch das war so ein „Blagenprojekt“ wie viele andere. Immer für eine bestimmte Zeit interessant und dann von heute auf morgen beendet. Dinge fingen an und hörten wieder auf.

In Marten gab es eine verlassene Ziegelei. Die Gebäude und Schuppen waren halb verfallen und brüchig. Überall lagen alte Werkzeuge, Maschinenteile, Ziegel herum. Mit ihren geheimnisvollen Kammern und Gängen war sie ein großes Projekt unserer Neugierde, besser als jeder Spielplatz. Eine Zeitlang latschten wir jeden Tag an diesen abenteuerlichen Ort, spielten Verstecken, gründeten eine Gangster-Gang und überfielen imaginäre Banken und Spielkasinos. Unsere Fantasie kannte keine Grenzen. Natürlich war das Areal eingezäunt, aber für uns Blagen natürlich kein Hindernis.

Auf dem Feld zwischen dem Bahnhof und der Kötterbecke schichtete der Bauer Watermann zu Würfeln gepresste Strohballen auf einen Haufen. Es sah aus wie eine Kathedrale. Sehr mächtig. Es war, als hätten solche Objekte uns gerufen und gelockt. ‚Kommt her, seht uns an, untersucht uns, seid nicht feige, es kann nichts passieren.‘ Und wir folgten diesen Verlockungen. Wir probierten, so einen kühlschrankgroßen Quader aus dem Dom herauszuziehen. Es klappte. Wir zogen weitere da raus, drangen immer tiefer in den Strohballenberg hinein und bauten uns eine Höhle. Aus irgendeinem Grund stürzte sie nicht ein, die Würfel stützten sich gegenseitig. Ich darf heute nicht daran denken, was da hätte passieren können. Einer der Schrankenwärter vom Bahnhof hatte uns beobachtet, kam angerannt, verscheuchte uns und sprang auf dem Haufen herum, bis unsere Höhle einstürzte und er im Stroh verschwand. Was da weiter mit ihm passierte, interessierte uns nicht, wir vepissten uns.

Viel brenzlicher war für mich die Situation, als wir über einen Jägerzaun in eine Birnenplantage eindran-gen und auf die Bäume kletterten. Ich kriegte nicht genug, hievte mich immer höher und höher, bis es nicht mehr weiterging, und ich es bis zum Ende eines starken

Astes geschafft hatte. Von hier oben blickte ich bis zur Halde am Bahndamm, gegenüber zum Fördergerüst der Zeche und als ich nach unten guckte, war keiner meiner Kumpels mehr da. Die ganze Bande war verschwunden, hatte das Interesse verloren und mich vergessen. Ich war verloren. Ich wusste nicht, wie ich von diesem Ast und diesem Baum jemals wieder herunterkommen konnte. Aus Verzweiflung rief und schrie ich nach Pedda, aber der war auch weg. Ich hing am Ende dieses langen Astes. Keiner da, keine Hilfe in Sicht. Und wenn, wie hätte mir da einer helfen können? Die Angst stieg wie eine giftige Schlange in mir hoch, ich hätte heulen können, aber auch das wäre sinnlos gewesen. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich verzweifelt da oben hing. Aber ich konnte ja auch nicht dableiben. Ich musste da runter. Ich legte mich auf den Ast, klammerte mich mit den Armen und den Beinen fest, spannte sämtliche Muskeln bis zum Schmerz an, rutschte ein Stück mit den Knien nach hinten, griff mit den Händen nach und schob den Körper vorsichtig hinterher Richtung Hauptstamm. Ich wiederholte diese Prozedur mehrmals, immer schwitzend vor Angst, den Halt zu verlieren. Der Stamm kam und kam nicht wirklich näher. Sollte ich aufgeben? Hier in der Mitte gab es auch keine Zweige mehr zum Festhalten. Weiter. Wieder Stück für Stück schieben, rutschen, klammern. Nach gefühlten mehreren Stunden fand ich Halt am Stamm und konnte dann langsam bis unten klettern.

War das für eine Lehre fürs Leben? Nein! Es hätte eine sein können. Aber ich kam immer wieder in Situationen, in denen ich mich zu weit vorgewagt hatte und irgendeine beschissene Suppe auslöffeln musste.

Blagen sind Blagen, weil sie aktiv sind, weil sie in den Randbereichen der Ordnung unterwegs sind. Im Niemandsland zwischen Erlaubtem und Verbotenem,

zwischen Regel und Verstoß, zwischen Gesetz und Chaos, zwischen Asphalt und Schotter.

Für uns Blagen waren die Wege interessant, die gar keine Wege waren. Nicht die Straßen zwischen den Häusern, sondern die Ränder der Siedlung, die Bereiche, in denen wir nichts zu suchen hatten, Brachen, Gebüsche, zugewucherte Feldbegrenzungen, die von Fliegerbomben zurückgelassenen Kühlen, die vermüllten Ecken der Hinterhöfe. Das Unterholz des Wohnens musste untersucht werden, die Ränder des Alltags und der Arbeit rund um Zechengelände, Bahnhof und Niemandland zwischen den Vororten.

Der Tunnel des Grauens

Pedda und ich drückten uns eines Tages am Bahndamm Richtung Langendreer entlang durch den zugewucherten Trampelpfad am Rand der Kornfelder. Wir entdeckten an einer Stelle hinter dem Brombeergestrüpp so etwas wie einen Mauerrest, eine Art von mit Ziegeln gemauertem Torbogen. Wir konnten kaum darunter stehen, es war sehr niedrig. Wir teilten die Zweige, quetschten uns durch die Sträucher und blickten in ein schwarzes Loch, eine Art Tunnel, der in den Damm hineinführte. Das musste untersucht werden. Halb gebückt, teilweise auf allen Vieren bewegten wir uns immer tiefer in den Schlund. Er musste doch irgendwann zu Ende sein. Wir krochen weiter und weiter. Und plötzlich konnten wir nichts mehr sehen. Vor uns war alles tiefschwarz, aber genauso auch hinter uns. Ein Dunkel, wie wir es in dieser Tiefe und fast greifbaren Dringlichkeit noch nie erlebt hatten. Dazu eine Abwesenheit von Geräuschen, eine beängstigende Ruhe, die sich wie Kälte

Wir hoffen, dass Ihnen die Leseprobe gefallen hat.

Günter Rückert „Blagen – Zwischen Halde und Köttelbecke“

ISBN 978–3–945692–54-7

Hardcover Preis: 20,00 € (D)

E-Book (Kindl / Amazon) Preis: 7,95 € (D)

Das Buch können Sie käuflich erwerben:

in unserem Webshop: www.pigmentar.biz

direkter Link im Webshop:

<https://www.pigmentar.biz/p/guenter-rueckert-blagen-zwischen-halde-und-koettelbecke>

Amazon:

Hardcover: <https://www.amazon.de/dp/3945692547/>

E-Book: <https://www.amazon.de/dp/B0FRZC8TZ7/>

oder in der Buchhandlung Ihres Vertrauens.

Wir – die Ruhrpott Blagen – prügeln uns um die Hinterkeule eines Karnickels, wir pöhlten mit allem, was rund war, gründeten ohne Instrumente eine Band, wurden Blutsbrüder am Stacheldraht. Ich wurde zum Helden der schwanzlosen Krähe und Primeln verdarben mir die Lust am Beten. Tante Luzzie konnte Katzen zeichnen, ich zeichnete lieber Pferde. Königsberger Klopse mit Kapern sind mir ein Graus, die Rote Beete sowieso.

Diese Geschichten aus meiner Kindheit zwischen Köttelbecke und Halde können die Welt nicht verbessern, lassen aber tief in die Stollen menschlichen Theaters in einer Zechensiedlung blicken.

Günter Rückert verbringt seine Endlichkeit in Dortmund, malt und zeichnet sich durch die Tragikomik des Alltags und arbeitet als Autor für zahlreiche Kabarett- und Kleinkunstprojekte.

„Rückert spottet, aber höhnt nicht. (Selbst)-Ironie und Humor bewahren vor Bitterkeit. Der Mensch ist weder schön noch gut. Darüber kann man weinen, lachen scheint der heilsamere Weg.“ (WAZ)

Preis: 20,00 €

ISBN 978-3-945692-54-7



9 783945 692547 >